

Annette Kunow

Malerei

von Annette Kunow

Solange ich mich erinnere, male ich. Ich malte als kleines Mädchen Servietten mit den vier Jahreszeiten auf meinen Zeichenblock ab, die Beine von Stuhl baumelnd am großen Esstisch. Nicht nur ich malte, auch mein älterer Bruder beschäftigte sich damit. Aber bei mir war es immer mehr. Farbstifte wurden nach dem Regenbogen geordnet. Je mehr desto lieber.

Peter malte auch, aber er spielte lieber mit der Eisenbahn oder mit anderen Kindern draußen. Ich dagegen konnte stundenlang für mich allein am Tisch sitzen und abmalen, was mir in die Finger kam. Es gibt ein Bild mit der Überschrift "Itajenerin", das ein Frauenportrait zeigt, noch bevor ich eingeschult wurde.

Meine Mutter musste stolz darauf gewesen sein, denn sie hat alles fein säuberlich in einer Mappe aufgehoben und mit später feierlich übergeben. Es waren Kinderbilder von uns beiden drin, der Großteil aber waren meine. Stolze kleine Gemälde mit dem Schultuschkasten angefertigt oder aus Buntpapier ausgeschnitten, auf alter Tapete gemalt oder mit Kartoffeldruck. Im Keller dann Fische aus bemalter Eierschale und meine selbst auf Kisten gespannten Betttücher als Leinwand für Ölgemälde.

Mir war nie klar, ob es nun ein gutes oder schlechtes Zeichen war, dass diese Dinge dort unten aufbewahrt beziehungsweise ausgestellt wurden. Irgendwann sagte mein Vater mir, ich lebte schon in Essen, dass er sich jedes Mal freute, wenn er sie sähe.

Sie haben nie gesagt, dass sie stolz darauf waren. Aber es gab ja gar kein Lob in diesem Sinne bei uns zu Hause. Deshalb wundert es mich nicht. In der Schule erfuhr ich Lob, denn

nahezu alles, was ich machte, wurde ausgestellt, beachtet, in Fotos festgehalten, in Ausstellungen geschickt und mit Preisen ausgezeichnet.

In den Gängen hingen wie selbstverständlich meine Arbeiten, wenn einer meiner Eltern zur Sprechstunde kam. So selbstverständlich, dass sie sie besahen, ohne weiter darüber zu sprechen.

"Ich werde Bauingenieurwesen studieren." verkündete ich zum Abitur. Niemand war von dieser Idee begeistert, mein Vater und damit meine Mutter nicht und mein Zeichenlehrer schon gar nicht. Er hielt es für so abwegig, dass er einfach nie wieder ein Wort mit mir sprach.

Während des Studiums hatte ich wenig Zeit. Gerade mal für einige Batiken und hin und wieder Emaillearbeiten. Kleine Geschenke, die beachtet wurden, ja sogar gehängt.

Malerei entstand nicht, so dachte ich, bis später Zeichnungen aus dieser Zeit mit spielerischen Tiermotiven und Phantasiefiguren auftauchten.

Verschwunden, versteckt, gekritzelt. Nicht wichtig, nicht zeigbar. Vielleicht wurden sie sogar kommentiert.

Erst nachdem ich auszog, mich viel zu spät auf den Weg machte, ließ ich auch meine Phantasie frei. Nichts mehr zum Verschenken für alte Tanten: Absurde Grimassen auf Filtertüten, aquarelliert und mit Tinte. Erschreckende Ausdrücke meines damaligen Zustandes in wunderschönen Farben. Was auch immer da war, wurde verwendet, um meinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen.

Das wurde dann wieder in meiner Ehe in Bahnen gelenkt. Ich malte viele Motive aus dem Magazin der Frankfurter Allgemeinen Zeitung ab. Dunkle, verhangene Landschaften, düster, traurig. Einsame Tische, Stühle, geschlossene Türen, halboffenen Fenster.

Allesamt einsame Motive. Unendlich viel an der Zahl. Nicht immer edles Papier oder gute Farben, auch Papiertüten, Abfälle. Figuren und Menschen glückten, aber sie standen einsam im Raum, hatten sich nichts zu sagen. Wie in meinem Leben. Schreiben war meine eigentliche Ausdrucksweise. Einsame Zwiegespräche, um nicht verrückt zu werden. Verständigung und Erklärung zwischen mir und der Wirklichkeit, um nicht Fassbares zu

begreifen. Und Skizzen, Bilder. Vielleicht Hunderte, alle gehortet in einer grünen Mappe mit dem Etikett "Bilder".

In Schwedt schrieb ich gegen die Einsamkeit, aber auch die Langeweile der Abende, die Schlaflosigkeit der Nächte. Ich wusste schon, dass sich mein Leben ändern musste. Rote Kladden mit festem Deckel "Annette- 7. Juli 1985 bis 9. August 1985", zum Beispiel.

Seitenweise Leben auf kariertem Papier mit kleiner Schrift gefüllt, je nach Zustand bis ins Unleserliche zerfasert. Einsame Tiraden gegen die Welt, der ich nicht verzieh, dass sie mich so im Stich ließ, mich nicht erlöste. Ungesendete Briefe an Karlheinz, der mir die erste Figur des Erlösers bot. Dann die Enttäuschung, dass er dem nicht standhielt und mir entwich. Sich nicht stellte, wieder einmal nicht.

Zeichenblöcke und schlechte Farben waren im Mengen zu bekommen und ich tapezierte die kahlen Wände der Wohnung im 6. Stock mit Blumen, Fenstern, Blicken zum Meer, Karlheinz- Ersätzen und Bildern aus dem Fernsehen.

Sogar Hendrik übersah diese Aktivitäten nicht, die ich geheim hielt, nicht öffentlich machte, keine Zuschauer, keinen Applaus brauchte.

Es müssen Stunden und Tage gewesen sein, in denen ich mich der Welt entzog, nicht mehr für den Haushalt sorgte, nicht mehr kochte. Ich saß da auf meinem Schreibtischstuhl und war mit mir beschäftigt. Hörte Musik, malte und schrieb. Tag und Nacht.

Hendrik ging von sich aus zur Malschule in Grafenberg, von der ich im Laden auf der Benderstrasse gehört hatte, mich aber nicht traute, selbst hinzugehen. Er berichtete, dass ich mich da ohne weiteres anmelden könnte. Gute Sachen, anspruchsvolle Bilder, nette, nicht abgehobene Leute. Ich brauchte fast noch ein Jahr, ehe ich dazu bereit war.

Dann begann ich konstruierte Aquarelle zu produzieren. Anfangs mit einem Minimum an Farbe, dass die Betrachter die Farbigkeit der Blätter, Blüten, Hüte, Schuhe nur erahnen konnten. Zeichnungen von liegengebliebenen Sommerhüten, abgestreifte, so im Moment liegen gelassene Schuhe, Puppenköpfe, die zu Spielgefährten meiner Nichten werden würden. Allesamt einsame, poetische, stille Motive voller Ruhe und Trauer.

Aber ich war wie losgelassen, ich malte nun nur noch. Es gab kein anderes Interesse mehr neben meiner Arbeit. Dass, was eigentlich gefunden und angeboten wurde, um mich ruhiger zu machen und mich zu beschäftigen, nahm sich nicht nur Zeit und Raum, sondern benötigte plötzlich auch mehr Geld als erwartet. Ich konnte mich doch nicht mit ein paar Pastellkreiden zufrieden geben. Nein, ein selbstgebauter, ausklappbarer Kasten mit allen meinen Lieblingsfarben musste her, der nach und nach ergänzt wurde.

Es ging um den Vorgang des Malens an sich, nicht die Resonanz, die mich interessierte. Hendrik übernahm das Rahmen und Hängen und die kritische Betrachtung.

Mich interessierten andere Techniken wie Radierung und das Handwerkliche wie die Keilrahmenbespannung.

Alles, was mir zwischen die Finger kam, war wert, festgehalten zu werden. Flaschen und Blumen, die später verschenkt werden sollten, alles wurde auf Leinwand gebannt. Die Welt war voller Motive.

Meine Eltern und Bekannte buhlten um Bilder als Geschenke oder wenigstens Leihgaben. Büros und Wohnzimmer wurden bebildert.

Ich malte.

Immer wieder neue Techniken und Materialien bannten mich. Mit einer inneren Sicherheit und Unruhe war ich auf der Suche, wo Meins lag. Freies Zeichnen in München, Aktmalerei, Freie Malerei. Ich fand immer die Zeit. Schreiben nachts und tags nach der Arbeit malen, zeichnen, skizzieren, lavieren.

Es war kein besonderer Platz notwendig. Am Schreibtisch, auf dem Schoß, auf dem Boden. Alles und jeder Raum bot mir die Möglichkeit, mich zu entfalten.

Noch war es das, was vorzeigbar war, was Hendrik förderte. Aber mit den Frauenbildern änderte es sich. Die Frühen ohne Gesichter irritierten meine Umwelt. Massive Weiber voller Vitalität in ihrer Sexualität, dem Betrachter die dicken Brüste um die Ohren hauend, waren nicht mehr für die Wohnzimmer geeignet.

Ich ließ mich nicht beirren. Ich malte weiter, hängte sie ins Schlafzimmer oder Atelier, oder steckte sie einfach in Mappen. Gestapelt, ungeordnet. Geballte Kraft, explosive Botschaften.

Es gab Streit zwischen Hendrik und mir, wenn eine zweite oder dritte Person auftauchte, die sich der Frau bemächtigte, die kleiner oder größer war. Dominieren oder Beherrschen des Mannes. Die Frau als Selbstbildnis. Stark, sensibel und voller Sinnlichkeit.

Er schob sie weg, bestand auf seine regelmäßigen Mahlzeiten.

Aber die Küche blieb kalt, obwohl ich gerne kochte. Ich erklärte anderen, auch seinen konservativen Kollegen, wie es um meine Zeit nach meinem Job stand und wir gingen aus.

Ich entfernte mich unaufhaltsam. Carlo musste gar keine Tür mehr öffnen, er lief geradewegs in meine Welt.

Zuerst wollte er mich belehren. Er, der Künstler, der sein Leben der Kunst gewidmet und später geopfert hat. Er hielt bald inne, forderte mich auf, da einfach weiter zu machen, Perspektive hin, Perspektive her.

Ich hätte es auch gar nicht mehr anders gekonnt. Schon in seinem Kurs schaute ich mir das Treiben nur ein paar Tage an und machte dann mein Ding. Für mich, getrennt von den anderen. Ein glücklich spielendes Kind, das niemand mehr zu stören wagte.

Carlo bot mir viel Neuland, viel Diskussionsstoff. Ich begann Pasolini und Malaparte zu lesen. Auseinandersetzungen bis zu 48 Stunden lang.

Ich sog die Anregungen gierig in mir auf. Er war Zeichner, ich war zeichnende Malerin. Fand meinen Stil, meine Figuren, die hauen und stechen, lieben und umarmen konnten. Gemalte Tagebuchblätter, die Befindlichkeiten mitteilten. Gemalte Liebes- und Hassbriefe.

Eine andere als meine behütete Welt mit der Toilette über dem Hof erschloss sich mir. Morgens heizte er mir den Bullerofen ein, damit ich mich waschen konnte, bevor ich nach Bochum zu meinen Vorlesungen fuhr. Den Kopf voller Wertediskussionen.

Es zerriss mich nicht, wie Hendrik prophezeite, es riss mich weiter. Voller Angst zwar, aber sicher, dass es mein Weg war, ging ich vorwärts. Stolpernd, nächtelang schlaflos, weinend, Jelineks "Tu ´s nicht aus Angst" zitierend. Mich versteckend, bis sie vorüber war.

Schließlich auch dort das Leben aufgebend. Aber nicht wieder geopfert, sondern bereit für die nächste Etappe.